Nº 32 — Neue Gartenlaube. — 1898

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die letzte Beduinenfürstin.

Historischer Roman
nach den Mitteilungen eines alten Beduinen.
Von Erich von Nordeck. [6]

(Fortsetzung.)

Das Alter ist uns ehrenhaft und das Andenken unsrer Väter heilig und teuer, und wir werden unsre Güter, unsre moralischen Rechtsbegriffe gegen Eure verderbnisvolle Civilisation verteidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Und wenn wir im Kampf um Recht und Freiheit, im Kampf um die Stätten unsrer Jugend und die Gräber unsrer Vorfahren unser Leben dahingeben müssen, so werden wir es mit Freuden thun, in dem Bewußtsein, daß es für eine große, heilige Sache geschieht.

Wohl sind Verräter an unserm Vaterland in Euren Reihen; ich verachte sie, die ihre Brüder um schnöden Söldnerlohn verkaufen, wie sie jeder Araber verachten wird, der auch nur ein Fünkchen Ehre in seinem Herzen trägt. Aber tausendmal mehr verachte ich Euch, die Ihr nicht in dem Bewußtsein Eures Rechts siegen wollt, sondern Euch zum Handlanger schnöden Verrats herabwürdigen müßt, und solche Elende, Verräter an ihrem Volk, in Eurer Mitte duldet.

Ja,“ wiederholte sie nochmals, „ich verachte Euch, wie ich stolz darauf bin, die Tochter eines freien Geschlechts zu sein.“

Mit wachsendem Erstaunen und Interesse hatte der General zugehört; mit keinem Wort hatte er sie zu unterbrechen gewagt; das Weib flößte ihm Achtung ein.

„Du bist ein stolzes Mädchen und sprichst kühn; wer bist Du, wer ist Dein Vater?“

„Mein Vater ist Ben Ali, der Beduinenfürst der Wüste und ich bin Sobeida, die Tochter Zuleimas.“

„Oder wie man Dich allgemein nennt, die Rose des Atlas,“ fügte der General hinzu.

„Eine Rose, deren Dornen Euch schon blutige Wunden geschlagen haben und die Euch auch noch in Zukunft tief verletzen werden.“

„Jedenfalls aber für die Gegenwart ein gutes Pfand, und können wir nur dem gütigen Geschick dankbar sein, der Dich in unsre Hände lieferte,“ erwiderte Bugeaud, der sofort erwog, welchen Vorteil er durch diese Geißel in seinen Händen erreichen könne. „Vielleicht können wir einem der tüchtigsten Heerführer unsrer Feinde Bedingungen diktieren, denn um einer solchen Tochter willen bringt jeder Opfer.“

Wilhelm Stolze.

„Nach den Begriffen Eurer Kultur vielleicht; aber hier irrt Ihr Euch, der Vater kennt seine Tochter und weiß, daß diese den Tod nicht fürchtet. Er wird um sie weinen, und sein Stamm und Volk werden trauern, aber nie wird er mein Leben durch schnöden Verrat erkaufen, und niemals werde ich zur Verräterin an meinem Vaterland werden, um mich dem Tode zu entziehen. Ich bin in Eurer Gewalt, bin Eure Gefangene, macht mit mir, was Ihr wollt, ich werde zu sterben wissen. Mein Leben liegt in Eurer Hand, hier stehe ich, trotzdem werde ich Euch mit meinem letzten Atemzug elende Räuber nennen.“

Einen Augenblick bebte es wie finstre Wut in den Zügen des Generals, dann beherrschte er sich.

„Wir pflegen nicht unsre Gefangenen zu töten,“ sagte er ernst.

„Sobeida lächelte. Vielleicht nur heut nicht, und da nur, weil die Gefangene ein schwaches Weib ist; weil Euch meine Schönheit fesselt, wie Ihr sagt, und Ihr Euch Vorwürfe machen würdet, so junges Blut hingemordet zu haben. Ihr macht Euch doch sonst keine Gewissensbisse, weshalb zaudert Ihr. Aber Ihr wähnt mich als Geißel zu behandeln, es ist vielleicht nicht meine Person als solche, als vielmehr meine Eigenschaft als Tochter des Beduinenfürsten Ben Ali, die Ihr schonen wollt, denn der Tod derselben könnte für Euch ein großer Verlust sein. Seht, ich kenne Euch.“

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Reihen der umstehenden Offiziere. Das Weib fiel jedem auf, und fesselte zugleich durch ihre seltene Erscheinung. Furchtlos ließ sie ihre Blicke über die Runde schweifen, als ob sie, von Kindheit an gewöhnt sei, zu herrschen und zu befehlen. Nur einmal glaubte sie bekannte Züge zu sehen, glaubte ein brennendes, verlegenes Auge auf sich gerichtet, und sie fühlte, wie ihr eine leichte Röte ins Gesicht stieg.

„Mädchen, Du bist stolz. Du regierst

nicht durch Deine Erscheinung, sondern auch durch die Macht Deiner Worte. Aber ein Franzose läßt sich nicht an Großmut übertreffen. Geh! Du bist frei!"

„Feigling," kam es verächtlich von ihren Lippen. Sie glaubte wieder ein paar Augen voll Verwunderung auf sich gerichtet. „Männer tötet Ihr, und ein schwaches Mädchen wollt Ihr verschonen, und — weil es Euch die Wahrheit gesagt. Stolz wollt Ihr sein, weil eine Beduinentochter stolz darauf ist, als Kind der Wüste und eines freien Volkes geboren zu sein, und sie nur sagt, was tausende ihrer Brüder fühlen, und handelt, wie sie alle an ihrer Stelle gethan hätten. Nein, die dornige Rose des Atlas nimmt nichts geschenkt, selbst nicht ihre Freiheit. Ich bin Eure Gefangene und werde es bleiben, bis mich meine Brüder befreien."

Sie wollte bleiben und hatte vielleicht hierzu ihren Grund, den sie aber wohlweislich für sich behielt.

Mit scharfem Auge hatte sie ihr Pferd entdeckt, welches schon seit einer geraumen Zeit um die Gruppe kreiste. Ein scharfer, greller Pfiff, ein lautes, helles Wiehern ertönt, und im Augenblick bricht sich das prachtvolle Tier Bahn bis zu seiner Herrin, die es zärtlich liebkost.

„Das Tier gehört Dir?" fragte General Bugeond.

„Ja, Gespiele meiner Kindheit. Es ist wie ich an Freiheit gewöhnt und duldet keine Fesseln der Sklaverei."

Soeïda blieb im Lager und niemand wagte, sie zu stören. Sie hielt Wort und trotz aller Freiheit, die sie genoß, überschritt sie niemals die Linie der Vorposten. Sie widmete ihre Zeit den Verwundeten und Kranken, die sie bald wie einen Engel verehrten.

„Ihr werdet ja ohne Eure Schuld in den Krieg gejagt," sagte sie. „Selbst unser Feind hat Anspruch auf unsre Hilfe, wenn er elend und krank darniederliegt."

Die Kranken genasen unter ihrer Behandlung, und mit Erstaunen bemerkten die Aerzte, wie sie selbst das Fieber, dem sie vollständig ratlos gegenüberstanden, zu bannen wußte. Fieberkrank galt als Tod; ihnen starben die Erkrankten unter den Händen.

Gern hätten Sie erfahren, welche Mittel Soeïda anwendete; aber diese hütete sich, ihre Geheimnisse preis zu geben. Sie ging stets allein Wurzeln und Kräuter zu suchen, Heilkräfte der Natur, nur den Naturvölkern bekannt, unsern Gelehrten aber noch lange ein Rätsel.

Durch den so gut ausgeführten Ueberfall waren die Franzosen gezwungen, eine ganze Woche am Platze zu verweilen und erst neue Verstärkung abzuwarten.

Ein arabischer Parlamentär erschien und wurde zum General geführt.

Es war Ben Ali, der Führer der Beduinen, der vor dem General stand.

„Edler Fürst," begann er, „ich komme nicht als Feind und Krieger, um zu unterhandeln, ich komme als Mensch und Vater, um von Euch das Leben meiner Tochter, meiner inniggeliebten Soeïda, die als Gefangene in Eurem Lager weilt, zu erbitten. Ihr habt gewiß selbst Weib und Kind in der Heimat zurückgelassen, und Ihr werdet nachfühlen, was ein Vater empfindet, der die Mutter seines Kindes verloren hat, der mit sicherer Todesahnung vor Jahren seine Heimat verließ und sein einziges Kind mit sich nahm, um einen Trost in der schweren Zeit zu haben, und der nun auch dies für immer verlieren soll. Vom Sturm des Schicksals habe ich schwer gelitten. Mein Kind war und ist jetzt die einzige Freude meines Lebens, die mir nun auch noch geraubt werden soll."

Er senkte sein Haupt.

„Ich weiß, meine Tage sind schon gezählt," fuhr er fast tonlos fort. „Was sie, die heut mein Ein und mein Alles, das Letzte und zugleich die Erinnerung meines zerstobenen Glücks, sie weilt dann nicht an meiner Seite; ich soll sie in meiner Todesstunde vermissen. Ich flehe Euch an, bei allem, was einem Vater heilig sein kann, gebt mir meine Tochter, gebt mir mein Kind zurück. Es ist der Edelmut der Krieger, an welche ich mich bittend wende, ich, der Beduinenfürst, der nur vor Allah seine Knie gebeugt."

Schweigend hatte der General zugehört. Was hatte die Gefangene gesagt; selbst nicht um das Leben seiner Tochter willen würde der Fürst zum Verräter an der heiligen Sache. Wenn er ihn dennoch durch diese Geißel in seinen Händen zwingen konnte, von Ab del Kader sich loszusagen, so hatten die Franzosen entschieden einen großen Sieg errungen, der ihnen nicht einen Tropfen Blut kosten würde. Die Verführung war zu verlockend, als daß er es nicht hätte versuchen sollen, trotzdem Soeïda seinen Worten nach frei war.

„Ich erwartete Euch", erwiderte Bugeond langsam, als ob er jedes Wort abwäge. „Ich wußte, daß Ihr kommen würdet. Eure Tochter lebt, sie wird in die Arme ihres Vaters eilen, sobald wir uns geeinigt haben. Wer sein teuerstes Gut zurückverlangt, das ihm für immer verloren gehen kann, wer das Leben seiner Tochter erfleht, wird sich nicht scheuen, hierfür ein kleines Opfer zu bringen, noch dazu Ihr hiervon nur gewinnen könnt.

Wer hat Euch zum Krieg gezwungen, niemand. Wir wollen mit Euch in Ruh und Frieden leben, zieht zurück in Eure Länder und Eure Hütten, deren Besitz wir Euch verbürgen, und Eure Tochter kann sofort zu Euch zurückkehren, gegen Euer Wort, mit uns in Frieden leben zu wollen. Ich spreche im Namen des Königs von Frankreich, der nichts Sehnlicheres wünscht, als friedliche Beziehungen zu den tapfern Söhnen der Wüste, deren Rechte er um keinen Preis geschmälert sehen will.

Zieht in Eure Heimat, und wir sind Freunde."

Forschend, lauernd ruhte sein Blick auf dem Araber.

Einen Augenblick sah dieser betroffen zu Boden, dann schüttelte er traurig den Kopf.

„Ich kam als Mensch zum Menschen, als Vater zum Vater, und nicht als Krieger zu unterhandeln. Weh thut es dem alten Herzen, das schon manchen Sturm des Schicksals ertragen hat, von seinem Liebsten und Teuersten getrennt zu sein; denn nicht mehr lange werde ich leben. Aber zum Verräter an seinen Brüdern wird Ben Ali nicht, selbst nicht um das Leben seines einzigen Kindes.

Nur zu bald wird mein Auge brechen. Aber Soeïda ist meine Tochter, sie wird auch in Gefangenschaft zu leben und zu sterben wissen. Jedenfalls werden wir versuchen, sie zu holen."

Mit fester, ernster Stimme hatte er gesprochen; ohne den General noch eines Blickes zu würdigen, wendete er sich und schritt hinaus.

General Bugeond stand betroffen; er hatte keine Zeit dem Araber zu erwidern. Es war anders gekommen wie er gehofft und gewollt hatte, wenn sein Versuch, den Araber zum Abfall zu bewegen, mißlungen wäre, hätte er immer noch den Großmütigen spielen können. Vielleicht hätte er dann damit erreicht, was so nicht möglich gewesen wäre. Er war verstimmt, denn daß der Araber sein Wort halten und in der nächsten Zeit einen Ueberfall versuchen würde, dessen glaubte er gewiß zu sein.

Am nächsten Morgen wurde aufgebrochen. Der General hatte nun Truppen herangezogen und verfügte jetzt über eine ansehnliche Streitmacht. Er mußte einen großen Schlag vollführen und so wurde der Weg nach Mestaganem eingeschlagen. Mit wenig Unterbrechung marschierten sie den ganzen Tag.

Die Sonne verschwand im Westen und endlich machten sie Halt. In einer großen Ebene wurde das Lager aufgeschlagen, die äußersten Posten wurden so weit wie möglich vorgeschoben und Streifpatrouillen waren fortwährend unterwegs. Mit Ausnahme der Wachtmannschaften überließ sich alles der wohlverdienten Ruhe, viele der Soldaten hatten heut zum erstenmal einen so gewaltigen Marsch gemacht und bekanntlich sind die ersten Marschtage, ehe man sich an die Beschwerden des Krieges gewöhnt hat, die ermüdensten.

Es war stürmisches, regnerisches Wetter. Der Wind, der mit Heftigkeit von den südlichen Bergen herüber wehte, peitschte die Wolken vor sich her. Erst gegen Mitternacht ließ das Unwetter etwas nach und nur ein leichter Regenschauer fiel noch zur Erde. Dabei war es so dunkel, daß die Posten kaum zehn Schritte weit die Gegenstände erkennen konnten. Nach des Tages Hitze war die Nachtkühle um so empfindlicher, und die durchnäßten Kleider machten die Soldaten vor Frost schauern. Die ganze Sicherheit bestand jetzt nur in der Wachsamkeit der Patrouillen, die auch fortwährend auf den Beinen waren.

Plötzlich erhebt sich hinter einem Gebüsch eine dunkle Gestalt. Kein Posten hat es bemerkt. Der Araber, denn ein solcher war es, nähert sich einige Schritte und wirft sich dann plötzlich zu Boden, als er leichtes Geräusch vernimmt. Sein scharfes Ohr hat es vernommen. Der Posten wurde abgelöst. Wie ein Aal gleitet er zwischen den Posten hindurch, ohne von diesen bemerkt zu werden.

Es währt nicht lange, so ist er unbemerkt an der Wache vorbei und bald darauf im Lager. Trotz der Finsternis verbirgt er sich möglichst hinter den Zelten. Sein Vorwärtsgleiten verursacht nicht das mindeste Geräusch.

Endlich hat er die Bagage erreicht. Hier schaut er prüfend umher und bald hatte er die Zelte der Aerzte und Krankenwärter entdeckt. Neben dem großen Krankenzelt stehen mehrere kleine, von denen das eine seine besondere Aufmerksamkeit fesselt. Er gleitet auf dasselbe zu, lauscht einen Augenblick, hebt, als er nichts Verdächtiges vernimmt, den Vorhang in die Höhe und ist gleich darauf in das Innere desselben verschwunden.

Soeïda hatte heut lange am Lager der Kranken geweilt, und besonders war es

einer gewesen, der ihre Pflege so sehr in Anspruch genommen hatte. Der junge Offizier, dessen Züge bei jenem nächtlichen Ueberfall in der Nähe Blidahs sie sich so tief ins Gedächtnis geprägt hatte, war während des Marsches vom Fieber befallen. Sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war, daß sie gerade diesen Einzelnen sich gemerkt hatte, da sie in den zwei Jahren so viele Menschen gesehen. War es das blaue Auge gewesen, das sie so verwundert fragend auf sich gerichtet sah und sie so lebhaft an ihre Mutter erinnerte? Sie hatte sein Zaudern gesehen; die Bestürzung, die sich auf seinen Zügen malte, war ihr nicht entgangen; sie ihre Kranken auf einige Zeit über ihn vergessen. Ihre Blicke begegneten sich — und eine Erregung trieb ihr stets Blutröte ins Gesicht. So war es gekommen, langsam zwar, doch sicher. Und plötzlich hatte auch ihn das Schicksal ereilt, das alle Europäer trifft und noch lange Zeit Frankreichs größter und unbesiegbarer Feind war. Das afrikanische Fieber warf ihn aufs Krankenlager und hätte ihn dahingerafft, wenn sie ihn nicht dem sichern Tode entrissen hätte. Sie pflegte ihn, und stundenlang saß sie an seinem Lager. Und in seinen Fieberphantasien hörte sie ihren Namen leise, zärtlich und dann wieder wild verlangend, als ob aber plötzlich brach die Empfindung sich Bahn, sie vermochte wohl auf eine Zeit das Gefühl, die Sehnsucht des Herzens zu unterdrücken, um so heftiger wurde sie aber jetzt von demselben ergriffen.

Und er war ihr zugethan, er, dessen Bild sie stets vor Augen gehabt, seitdem sie ihn zum erstenmal gesehen; und wenn sie ermüdet auf ihr Lager sank, sendete sie ihm in Gedanken einen Gruß, bevor sie einschlief.

Tage waren vergangen und sie hatte den Tod von seinem Lager zu bannen gewußt; das Fieber hatte nachgelassen, und er hatte heut zum erstenmal seine Besinnung wieder erlangt.

Eine Straßenwaschmaschine,

welche in Charlottenburg wie auch in Berlin bereits längere Zeit in Betrieb ist, vergegenwärtigt obiges Bild. Diese Straßenwaschmaschine ist zur Reinigung von asphaltierten Straßen bestimmt, die mit besonderer Sorgfalt täglich mehrmals von der sich leicht auf ihnen absetzenden Schlammschicht befreit werden müssen, ist gleichzeitig Sprengwagen und ersetzt die Arbeit einer Anzahl von Reinigungs- (Asphalt-) Burschen. Die Maschine besteht aus einem runden, auf drei Rädern ruhenden Bassin. Im Boden des Bassins sind Löcher angebracht, durch die das Wasser in Form eines Strahlenkegels sich auf den Asphalt ergießt. Durch die Bewegung der Räder wird mittels einer Transmissionskette eine Walze in Umdrehung versetzt, die hinten am Wagen angebracht und ziemlich dicht mit starken Gummistreifen besetzt ist. Diese Streifen sind schräg zur Horizontalstellung der Walze angebracht, damit Wasser und Schmutz, die sich zwischen den Gummistreifen etwa festsetzen, von selbst bei der Umdrehung herausfallen.

sah seinen Arm mit der drohenden Waffe, die er bereits auf sie, zum Todesstreich gerichtet hatte, sinken, und auch sie war einer unwillkürlichen Eingebung gefolgt und hatte ihr Pferd, das ihn zerschmettert hätte, bei Seite gerissen.

Im wilden Streit hatte sie seiner nicht mehr gedacht, aber als sie nachher im Kreise der Offiziere dem General gegenüberstand, sah sie ihn wieder. Er trug einen Verband um den Arm, mußte also im Kampfe verwundet worden sein. Sie fühlte seine Blicke auf sich gerichtet, wie er voll Bewunderung ihre stolze Erscheinung betrachtete.

Und dann hatte sie ihn oft wiedergesehen; sie konnte sogar den leichten Exerzitien zuschauen, wenn er kommandierte und selbst sein Herz mit ungestümer Gewalt nach ihr begehre, und er befürchte, sie könne ihm wieder entrissen werden. Unzusammenhängend waren seine Worte; aber sie verstand genug, um zu begreifen, was in seinem Innern vorging. Und auch bei ihr war das Gefühl erweckt, der Gedanke, dem Mann, der hier in seinen Fieberphantasien ihr sein Innerstes offenbarte, nur von ihr sprach, nur an sie dachte, anzugehören für immer, für alle Zeiten.

War das die Liebe? Sie wußte es nicht. Ihre Kinderzeit war dahingegangen in ungetrübter Freude und als sie zur Jungfrau erblüht, trat der Ernst des Lebens schwer an sie heran. Sie bot den rauhen Stürmen Trotz, verleugnete ihre Weiblichkeit;

Mit klopfendem Herzen hatte sie diesem Augenblick entgegengesehen. Als er aus seinem Traum erwachte, holte er mehrere Mal tief Atem, als wenn eine schwere Last von seiner Brust gewälzt sei; er öffnete die Augen und erkannte nun zum erstenmal seine Pflegerin. Sonderbare Gefühle erfüllten seine Brust.

(Forts. folgt.)

Für Küche und Haus.

Krebssuppe aus Milch. Etwa 15—20 kleine Krebse werden in Salzwasser gekocht, die Schwänze ausgebrochen, die Galle beseitigt und die Schalen und Leiber mit 2 zerschnittenen, im Ofen gerösteten Mundbroten und 125 Gramm Butter im Mörser zerstoßen. Dieses Gemisch schüttet man dann in eine Kasserolle, kocht es mit 2 Liter guter Milch aus, fügt ein wenig Salz und Zucker hinzu, seiht die Milch durch und richtet die Suppe über Semmelklößchen an. — Ein wenig Krebsbutter hinzugefügt, schmeckt sehr gut.

Zu unsern Bildern.

Zum hundertsten Geburtstage Wilhelm Stolzes (Seite 21). Die Anhänger und Freunde der Stolzeschen Stenographie hatten es mit Recht sich nicht nehmen lassen, der Verehrung ihres verblichenen, wackern Meisters an seinem hundertsten Geburtstag den lebhaftesten Ausdruck zu geben. Bei dieser Gelegenheit wurde noch einmal das Leben des früher noch mehr wie jetzt gefeierten Meisters in Betracht gezogen. Heinrich August Wilhelm Stolze war als der jüngere Sohn seiner Eltern zur Erlernung des Schuhmacherhandwerks und zur Uebernahme des väterlichen Geschäfts bestimmt. Dieser Plan wurde später vom Vater, der eine für seinen Stand nicht gewöhnliche Bildung besaß, wohl mit Rücksicht auf die zarte Gesundheit des Knaben geändert; er wurde 1809 dem Joachimsthalschen Gymnasium übergeben, das er von Sexta bis Prima besucht hat. Der Tod des Vaters bestimmte den Abiturienten, auf das Studium der Theologie zu verzichten; er nahm 1817 eine Stelle als Diätar bei der Berliner Feuerversicherungsanstalt an, der er dann als Beamter 18 Jahre lang angehört hat. In dieser Zeit, in der eine ihm wenig zusagende Beschäftigung neben dem Besuch von Vorlesungen und sonstiger Weiterbildung seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nahm, mag der junge Mann wohl zuerst das Bedürfnis einer Erleichterung des Schreibgeschäfts gefühlt haben, 1819 machte er sich zunächst mit dem Mosengeilschen System bekannt. Im Jahre 1838 machte er sich ganz frei, um der Vervollkommnung seiner Schrift zu leben. In das genannte Jahr fällt auch die Auffindung der Grundzüge seiner symbolischen Bezeichnung der Inlaute, womit der Bestand des neuen Systems gesichert war. Freilich nötigte ihn das wieder zu Aenderungen, namentlich in der Auswahl der Zeichen, sodaß er erst 1840 das abgeschlossene Werk dem preußischen Ministerium vorlegen und dann mit dessen Unterstützung ein Jahr später — sieben Jahre nach dem Erscheinen der „Anleitung“ Gabelsbergers — sein Lehrbuch veröffentlichen konnte. 1844 erfolgte die Stiftung des ersten stenographischen Vereins zu Berlin. Der Magistrat seiner Vaterstadt übertrug Stolze 1846 die Einführung der Stenographie in die höhern Schulen. Nach und nach erfolgte auch mancherlei Beihilfe von Seiten des Staates und 1852 die Berufung zum Vorsteher des Stenographischen Bureaus in der zweiten Kammer mit einem festen Jahresgehalt von 3000 Mark. Im letztgenannten Jahre erschien auch ein neuer, von Stolze selbst bearbeiteter Lehrgang. Ein gütiges Geschick vergönnte es dem im Alter durch Krankheit und Schwäche, wohl infolge übergroßer geistiger Anstrengung in jungen Jahren, schwer heimgesuchten Mann, noch die 25. Jubelfeier des Bestehens seiner Schrift zu erleben, die am 19. und 20. Mai 1866 von seiner Schule mit Begeisterung gefeiert wurde. Am 8. Januar 1867 ist der rastlos Fleißige sanft entschlafen. Seit 1869 ziert die Grabstätte Stolzes auf dem Friedhof der Domgemeinde ein einfaches, aber würdiges Denkmal mit seinem Medaillonbild und der stenographischen Inschrift „Dein bestes Denkmal ist Dein Werk“. Auch das Joachimsthalsche Gymnasium erhielt 1882 für seine Aula eine Büste zur Erinnerung an den früheren Schüler.

Es kommt nicht darauf an. Ein Mann tritt in das Sprechzimmer eines Zahntechnikers, läßt sich, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Operationsstuhl nieder und hebt das Kinn hoch. „Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragt der Zahnkünstler. „Rasieren!“ — Bedaure sehr, Sie befinden sich bei einem Zahnarzt.“ — „So! Na, dann Haare abschneiden!“ — „Mein Herr, Sie befinden sich bei einem Zahnarzt.“ — „So! Na, dann kommt es auch nicht drauf an: Zahn ausziehen!“

Das letzte Mittel.

„Es ist mir unbegreiflich, wie Du über eine so lärmende Schmiedewerkstatt ziehen konntest.“
„Lieber Freund, es ist das letzte Mittel, vor meiner Frau Ruhe zu bekommen.“

Diamanträtsel von R. in W.

							A							
						A	A	A						
					A	B	B	C	C					
				D	E	E	E	E	E	E				
			E	E	E	E	E	E	E	E	E			
		E	F	G	G	G	H	H	H	H	H	I		
	I	I	I	I	I	I	I	I	I	J	J	K	K	
K	L	L	L	L	L	L	L	M	N	N	N	N	N	N
	N	N	N	N	N	O	O	O	O	O	O	O	P	
		P	P	P	R	R	R	R	R	R	R	R		
			R	S	S	S	S	S	S	S	S			
				S	S	S	S	T	T	T				
					T	U	U	U	U					
						U	W	W						
							Z							

Nach dem Muster vorstehender Figur sind 15 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1) Buchstabe, 2) Ort in Syrien, 3) Teil von Aegypten, 4) Dichtung von Wieland, 5) biblischer Name, 6) Naturgelehrter, 7) deutscher See, 8) Dichter, 9) Baum, 10) Brennmaterialien, 11) deutsche Stadt, 12) bekannter Pfarrer aus dem Elsaß, 13) Waffe, 14) Knabenname, 15) Buchstabe. Die sich kreuzenden Mittelreihen nennen dasselbe Wort.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Ernst und Scherz.

Sieben Gebote, um das Augenlicht bis in das hohe Alter hinein zu bewahren: 1) Wenn die Augen beim Arbeiten irgendwie wehe thun oder wenn es flockig vor ihnen schimmert oder das Sehen undeutlich wird, dann lasse sie rasten und von der Arbeit wegsehen. Nach vollkommener Ruhe für einen Augenblick oder länger magst Du die Arbeit wieder aufnehmen, mußt aber, sobald die Augen abermals ermüdet sind, innehalten. 2) Achte darauf, daß das Licht genügend sei, und daß es gehörig auf Deine Arbeit falle, am besten von oben von der linken Seite. 3) Wenn Du schwache Augen hast, so lese niemals im Pferdebahn- oder Eisenbahnwagen. 4) Lese niemals liegend. Schwachsichtigkeit ist nicht selten auf die verderbliche Gewohnheit des Lesens im Bett zurückgeführt worden. 5) Lese nicht viel während des Genesens von einer Krankheit. 6) Die allgemeine Gesundheit sollte durch gute Kost, genügenden Schlaf, frische Luft, Körperbewegung, gesundes Vergnügen und eine schickliche Beschränkung der Stunden harter Arbeit aufrecht erhalten werden. 7) Nimm Dir gehörige Zeit zum schlafen. Wer viel zu lesen hat, bedarf in besonderem Maße eines nicht zu kurzen Schlafes.

Was ein Souverän niemals sagen darf. Napoleon I. ließ sich eines Tages von dem französischen Dramatiker Legouvé dessen Schauspiel „Heinrich IV.“ vorlesen. Alles darin gefiel ihm, mit Ausnahme eines einzigen Verses. Heinrich IV. sagt nämlich in einer Scene zu seinem Minister Sully: „Ich zittere!“ „Das Wort ist unmöglich,“ ruft Napoleon, „Sie müssen es streichen!“ „Sire, erwiderte der Dichter, „die Angst Heinrichs ist historisch.“ „Gleich viel,“ entgegnete der Kaiser, „das Wort muß gestrichen werden. Ein Souverän kann wohl Furcht haben, sagen darf er's aber niemals.“

Dreisilbige Scharade.

Vom ersten Paar ist manche Höh'
Das ganze Jahr bedeckt mit Schnee;
Das letzte Paar, wie allbekannt,
Kommt ganz allein nur vom Verstand;
Wenn jemand scheidet, den Du liebst
Du wohl die drei vereint ihm giebst.

Scherz-Rätsel.

Es ist kein Haus, doch baut man es
Man ißt es nicht, doch kaut man es,
Wenn man's nicht kaut, verbrennt man es,
Ihr kennt es, sagt, wie nennt man es?

Buchstabenrätsel.

Mit ie ist es eine Strecke Land,
Mit e ein Trost, wenn uns das Liebste schwand.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der rätselhaften Inschrift: A Moor kann a (auch) a Neger heißen; des Rätsels: Lob; der Aufgabe: **A**mand**a**, **M**andel, **A**niauf, **L**aste**r**, **I**roni**e**, **E**duar**d** = **Amalie, Alfred**; des Tauschrätsels: **M**alve, **O**stern, **Z**ange, **A**era, **R**ichtung, **T**ante = **Mozart.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann,** Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.